



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Reise ins Tembuland

Reise ins Tembuland

Von Schw. M. Junipera, Maria-Zell

Gnde April vorigen Jahres kam unsere Mutter Provinzialin mit Schwester Leontine hier in Maria-Zell an. Monsignor E. Hanisch war eben hier und spendete das Sakrament der Firmung an ungefähr 140 Firmlinge, worunter auch eine weiße Familie war, Mutter und zwei Kinder. Monsignor Hanisch wollte Mutter Provinzialin und Schwester Leontine in seinem Auto nach Cala, ins Tembuland, mitnehmen, wo einige unserer Schwestern stationiert waren. Cala ist ungefähr 150 Meilen von hier entfernt; einen Weg per Eisenbahn gibt es dorthin nicht.

Hier in Griqualand-East in der Kap-Kolonie ist das meiste Land von weißen Farmern bewohnt und bebaut; man kann weite, große Strecken fahren, ohne ein menschliches Wesen zu sehen. Wenn auf solchen Wegen das Auto versagt, ist keine Hilfe zu finden; würde man angefallen, ausgeraubt oder getötet, so könnte der Verbrecher sich längst aus dem Staube machen und keine Spur zurücklassen, ehe das Unglück entdeckt würde. Kirchliche Oberg, Missionare, Vorgesetzte und auch Missions-schwestern sind nun aber dem Berufe gemäß verpflichtet, solche Reisen zu unternehmen. Wie sehr brauchen sie deshalb den Schutz und Segen Gottes!

Auch der Besitz eines Autos, mit all den großen Auslagen, die damit verbunden sind, ist kein Luxus, sondern direkte Notwendigkeit; mit Wagen und Pferd lassen sich solche Strecken nicht leicht zurücklegen. Der „Weinberg ist groß, und der Arbeiter sind wenige“, da heißt es: „Zeit und Kräfte nicht verschwenden!“

Schwester Leontine wurde jedoch in Maria-Zell schwer krank; es war dies, wie anzunehmen ist, ein Rückfall von einem vorhergehenden Fieber. Sie konnte unmöglich reisen, dafür mußte ich in die Bresche springen.

Montag, den 27. April, 8 Uhr morgens reisten wir ab und erreichten um 11 Uhr vormittags Far Biew. Es war eine Fahrt, die die Seekrankheit auf stürmischem Meer in Erinnerung brachte. Far Biew ist eine kleine Missionsstation; in der Schule sind eingeborene Lehrer und Lehrerinnen wegen Mangel an Schwestern. Wie notwendig wären da neue Kräfte! Da Monsignor Hanisch erkrankt war, hielten wir hier bis zum andern Tag Rast. Am 29. April setzten wir dann unsere Reise fort. Wir wollten Cala im Tembuland noch erreichen, das eine Strecke von 110 Meilen entfernt war. Mit Pferd und Wagen hätten wir wenigstens 3 Tage gebraucht. Nachdem das Auto ein paar Stunden mit uns am Rollen war, bemerkte Monsignor, daß zwei Federn am Auto gebrochen waren; sie wurden zu-

sammengebunden, um in Maclear, einem holländischen Städtchen, repariert zu werden. Hier ist auch auf einer kurzen Strecke die Bahnlinie zu sehen; sie wurde von der Kap-Kolonie ins Tembuland gebaut, aber niemand denkt an die Fortsetzung dieser Linie wegen der großen Unkosten. Hier nun wurde unser Wagen repariert. Wir ließen uns unter einer Baumgruppe nieder und hielten mit einem Stück Butterbrot, das wir bei uns hatten, unser Mittagmahl. Um 4 Uhr nachmittags hieß es: „die Reise fortsetzen!“ Es ging durch weite, weite Strecken, wo kein Mensch zu sehen war. Endlich entdeckten wir in der Ferne ein Städtchen „Ugie“, ganz abgelegen von unserm Weg. In dessen Nähe begegneten wir zwei eingeborenen Reitern. Es fing schon an dunkel zu werden, und Monsignor fragte, wie weit es noch bis Elliot, dem folgenden Städtchen, sei. „25 Meilen“ war die Antwort. Wir erschrakten darüber und wollten es nicht glauben; aber die Wirklichkeit zeigte, daß der Mann recht geantwortet hatte. Es ging bergab, und glücklicherweise entdeckten wir ein Haus, nicht weit von der Straße, denn wir brauchten Petroleum für unser Auto. Die Leute mahnten zur Vorsicht, weil gerade am Tage vorher ein Auto auf demselben Weg stecken blieb. Die meisten afrikanischen Straßen sind ja nur schlechte Feldwege. Nachdem wir nun mit Petroleum versorgt waren, ging es weiter. Nun fing das Auto unheimlich an zu pfeifen. Monsignor, der selbst Chauffeur war, fühlte sich nicht mehr sicher; er hielt an, und beide Patres, die in unserer Begleitung waren, schauten in die Maschine, konnten aber nichts finden. Nun kam ein anderes Auto, in welchem zwei Polizisten waren. Auch sie untersuchten unser Auto, fanden die Ursache des Pfeifens aber nicht.

Endlich nach 8 Uhr erreichten wir das Städtchen „Elliot“, das von holländischen Farmern bewohnt ist. Wir baten, in einem der Häuser hier haltmachen zu dürfen, damit das Auto untersucht werden konnte; und hier hatte der Besitzer den Fehler entdeckt. Das Petroleum, das wir bekommen hatten, war schmutzig gewesen, und bis der Schmutz ausgestoßen war, piff es.

Die guten Leute richteten uns ein kleines Abendessen und luden uns ein, zu übernachten. Allein, wir zogen es vor, weiter zu fahren, um an Ort und Stelle zu kommen. Das Auto war ja jetzt wieder stabil. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends kamen wir in Calatodmüde an. Wir waren ja in dem Auto zwischen all dem Gepäck so eingeschränkt gewesen, daß wir uns kaum rühren konnten. Nun waren wir wenigstens bei unseren Schwestern, welche sich über unsere Ankunft sehr freuten.

In Cala hatten wir eine große, unangenehme Arbeit. Die dortige Industrieschule, die für die eingeborenen Mädchen vor einigen Jahren angefangen wurde und unsägliche Opfer und Entbehrungen forderte, ging nicht voran aus ganz verschiedenen

Ursachen. Es blieb nichts übrig, als sie aufzugeben. Bei der Teilung des Mariannhiller Vikariates fiel Cala unter Monsignor Hanischs Obfsorge. Als auch Se. Erzellenz der apostolische Delegat für Süd-Afrika mit den Missionaren übereingekommen war, wurde das Haus in ein Krankenhaus umgeändert und den Dominikanerinnen übergeben, da wir keine Kräfte dafür bieten konnten.

Am 4. Mai ging unsere Reise nun weiter nach Cofimvaba. Hier sollten sich unsere Schwestern dann niederlassen. Wie sah es aber in Cofimvaba aus? Es ist ein kleines Städtchen. Wir fuhren durch dasselbe und stießen dann auf ein schönes Klöster-



Eine Felsenpartie bei Malezo (Insel Zanzibar).

chen, das vor ein paar Jahren gebaut wurde; 7 helle Zimmerchen, eine kleine Küche, Vorratskammer, aber keine Bewohner. Auch ein kleines Priesterhaus steht schon da. Alles wartet hier auf Schwestern. Der hochw. Herr Pater Jäckel, der vor kurzem von Europa zurückkam, war hier stationiert. Ein Zimmerchen war als Kapelle eingerichtet, wo wir die richtige heilige Armut fanden. Alle anderen Zimmer waren leer; wir fanden nur einen Tisch und ein paar Bettstellen vor. Hier mußten wir noch auf Monsignor Vogel, einen Pallottinerpriester aus Queens-town, warten und noch ein paar Tage hier zubringen. Wir machten uns etwas häuslich und versuchten es, für die Priester die Mahlzeiten zu bereiten. In der Küche fanden wir am Boden zwei kleine Büblein sitzen, welche mit Hühner-

rupfen beschäftigt waren. Ein paar halbweiße Mädchen, die nicht kochen konnten, waren in der Küche beschäftigt; sie holten nur das Wasser und machten Feuer. Daß die Reinlichkeit hier nicht zu Hause war, kann man sich ja denken. Es fehlte an allem; wir fanden weder Handtuch noch Besen noch irgendeine praktische Schüssel, noch einen Topf zum Kochen. Mutter Provinzialin machte schnell mit einem Mädchen die allernötigsten Einkäufe, und dann ging es ans Kochen, um ein einfaches Mahl für die Herren bereiten zu können.

An demselben Abend hielten die besseren Familien des Städtchens, Katholiken und Nichtkatholiken, eine Versammlung ab; sie wollten absolut Schwestern haben. Durch drei Kinder ließen sie uns dann rufen und sagten: „O, wie gut ist es, Schwestern zu sehen!“ Überall wurden wir mit Freuden begrüßt. Nach einer Weile riefen uns die Kinder wieder und erzählten uns, wie alle in der Stadt sich nach Schwestern sehnen. Was wollte nun unsere arme Provinzialoberin tun; sie mußte Monsignor Hanisch versprechen, hier eine Niederlassung von Schwestern zu machen. Das kleine Klösterchen, das immer leer stand, würde dem Verfall entgegengehen, wenn es nicht bewohnt würde. Nun gab es noch einige Unterhandlungen mit Monsignor Vogel, an den die Mariannahiller Mission Keilands abgetreten hatte. Der Schluß war immer wieder: „Es müssen unbedingt gleich Schwestern kommen, wenn auch die Not noch so groß ist.“ Die Leute wollen sie haben für die Schule, für die Handarbeit und für die Musik.

Unsere lieben Leser sehen hier, daß es uns nicht an Arbeit fehlt; hätten wir nur mehr Kräfte. Wer Missionsberuf in sich fühlt, möge doch die Hand ans Werk legen und der Heimat „Lebewohl“ sagen. Hier sind nicht nur Lehrerinnen nötig, sondern auch Schwestern für den Haushalt, für den Garten und für allerlei Dienste, welche die Missionare noch brauchen. Hier gibt es wahre Missionstätigkeit! Wie die heiligen Frauen den Aposteln folgten, so können hier eifrige Seelen große Liebedienste erweisen, damit die Arbeit der Missionare erleichtert wird.

Am folgenden Mittwoch, nachdem die Verhandlungen mit Monsignor Vogel beendet waren, verließen wir Cofimvaba und reisten nach St. Gabriel, einer kleinen Farm auf Cala. Die Schwestern waren überrascht, eine solche Karawane kommen zu sehen. Wir waren, da die Generaloberin der Dominikanerinnen und sechs ihrer Schwestern mitkamen, im ganzen 13 Personen. Gerade vor St. Gabriel mußten wir noch durch einen Fluß, durch den das Auto nicht fahren konnte; er war sehr breit. Wir wurden dann mit einem Ochsenwagen hinüberbefördert. St. Gabriel ist rings von Bergen umgeben. Wir kletterten hinauf, um alte Buschmannhöhlen zu besichtigen mit ihren

128

Malereien, die bekanntlich schön, natürlich und ganz frisch sind. Nachdem wir einen erfrischenden See zu uns genommen, ging es wieder nach Cala zurück.

Von da setzten wir unsere Reise am 11. Mai wieder fort, und nachdem wir von allem Abschied genommen hatten, ging es weiter nach der Umtata-Farm, welche den Kreuzschwestern gehört. Wir erreichten diese Farm abends um 9 Uhr, wurden liebevoll empfangen und bewirtet. Monsignor ging direkt nach der Stadt Umtata, 16 Meilen weiter, wo seine gegenwärtige Residenz ist. Hier sollten wir einige Tage bleiben. Die Kreuzschwestern besorgen die Farm; sie ist sehr schön angelegt: eine Kirche, Schwesternhaus, Stallungen und Garten. Hier sind 22 Schwestern und ein Priester.

Am 14. Mai verließen wir auch die Umtata-Farm und fuhren zur Stadt Umtata. Die Kreuzschwestern nahmen uns auch hier liebevoll auf. Nach dem Mittagessen veranlaßte uns Monsignor, eine Außenstation zu besuchen, um uns zu zeigen, wie notwendig auch da Schwestern sind. Die große Armut, die hier herrschte, das Kapellchen, das nur eine Blechhütte und auf Pfeilern aufgebaut ist, sagten uns genug. Überall erscholl der Ruf: „Schwestern, Schwestern!“

Gegen Abend kehrten wir zurück und besichtigten auf dieser Fahrt den berühmten Wasserfall vom Umtata-Fluß. Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns von Monsignor Hanisch, dem apostolischen Präfekten. Er dankte uns, daß wir seine Nöte angesehen hatten, und bat nochmals um Hilfe.

Nun begaben wir uns nach Mont-Frere, wo wir gegen 3 $\frac{1}{2}$ Uhr anlangten. Die Fahrt war halsbrecherisch. Man mußte sich festhalten, um seinen Sitz zu behalten und nicht beständig auf und ab geworfen zu werden. Mont-Frere ist wieder ein kleines Städtchen, wo drei unserer Schwestern ein schönes Häuschen bewohnen. Schwester Oberin besorgt hier den Kindergarten weißer Kinder, und Schwester Elfreda versorgt die Kranken, während Schwester Augusta die Industrieschule leitet mit Hilfe von drei eingeborenen Kandidatinnen. Bei unserer Ankunft waren die Leute bang, die Provinzialoberin möchte die Schwestern wegnehmen.

Von Cala bis Kokstadt streckt sich das Land hinaus, wohin die Eingeborenen gedrängt wurden, als die Weißen von dem Land Besitz nahmen. Die ganze Strecke, Hunderte von Meilen lang, war Kraal an Kraal; da gab es protestantische Schulen dazwischen; die Mehrzahl der Bewohner sind jedoch noch Heiden.

Der apostolische Präfekt hatte schon immer gesagt: „Wer gibt mir eine helfende Hand, um diese Millionen Heiden in den Schaffstall Christi zu führen?“ Nirgendwo ist ein größeres Arbeitsfeld für apostolische Seelen wie hier. Mir tat es in der

Seele weh, nicht gleich dort bleiben zu können. Ja, der dortige apostolische Präfekt kann sagen: „Der Weinberg ist groß, aber der Arbeiter sind viel, viel zu wenig.“ Aber leider mußten wir unsern Weg fortsetzen, und wir fuhren von Mont-Frere nach Rokstadt, von da nach Franklin, um die Bahn nach Matatiele zu erreichen. Wie froh waren wir, als wir wieder in unserem Heim in Maria-Zell landeten.

Ich muß aber noch einmal, bevor ich diesen kleinen Bericht schließe, allen Lesern zurufen: „Schickt uns doch Missionare und Missionarinnen und erbarmt Euch der Millionen Heiden, die hier noch auf die wahre Lehre Christi warten!“

5

Fest steht der Kirche Fels!

Der Kirche Fels, St. Peters Dom,
Umbräuset jetzt der Feinde Hohn;
Und stürmt sogar der Hölle Wut,
Dann Michael das Seine tut.

Sankt Peter ruft von seinem Thron:
Fest steht der Kirche Fels, der Fels zu Rom!

Und wenn der Herr auch straft die Welt,
Daß manches Reich zusammenfällt,
Und ob in Trotz die Feinde droh'n,
So schützt doch Gott St. Peters Dom.
Mag stürzen auch so mancher Thron;
Fest steht der Kirche Fels, der Fels zu Rom!

Pius blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo Gottes Engel niederschau'n,
Und fleht um Frieden für die Welt,
Für die ihn Gott als Hirt bestellt.
Und mögen auch die Feinde droh'n,
Fest steht der Kirche Fels, der Fels zu Rom!

5